

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 129 (2019)

Artikel: FTF zum Klingen bringen
Autor: Hellat, Zom
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FTF zum Klingen bringen

Text Tom Hellat

Dass Friedrich Theodor Fröhlich präserter ist als auch schon, hat sicher damit zu tun, dass vor zwei Jahren die Internationale Friedrich Theodor Fröhlich-Gesellschaft gegründet wurde. Sie will das Werk des Brugger Komponisten aus der Handschriftenabteilung der Unibibliothek Basel ans Tageslicht holen. Der folgende Text ist als Referat zum ersten Fröhlich-Tag entstanden und gibt einen Einblick in sein Leben.

Es hört sich an, als wäre ein romantischer Ritter aus einer anderen Welt durch die Saalwand gebrochen. Zuerst hat er sanft und fragend mit dem Cello angeklopft. Dann aber reitet er quasi mit wehendem Helmbusch, funkelnd, jubelnd und ohne Rostflecken durch den Saal – während ihm die Kantilenen von zwei Geigen und einer Bratsche am Herzen reissen. Es ist ein romantischer Traum von einem Ritter, der alle Sehnsüchte der Romantik erfüllt: Einsamkeit, Zerrissenheit, Ausgelassenheit. Das alles kann man hören, im Streichquartett in c-Moll von Theodor Friedrich Fröhlich. Ein unglaubliches Stück, grandios und aus der Zeit gefallen – und unter den Tisch, vor rund hundertachtzig Jahren. Heute kennen die wenigsten Musikliebhaber Theodor Fröhlich, und Sie dürfen auch als geübte Konzertgänger ohne Scham fragen: Wer ist überhaupt dieser Theodor Fröhlich? Nun, als knapp 20-Jähriger hat er gerade eine Juravorlesung in Berlin verschlafen. Es ist wohl gestern wieder spät geworden. Vielleicht hat er etwas

viel getrunken. «Bleibet nicht beim Halben» heisst ein von ihm jüngst komponiertes Trinklied. Und die Lieder fliessen aus ihm nur so heraus. Allein in den vergangenen Monaten hat er rund dreissig komponiert, dazu noch drei Sonaten, zwei Terzette und einen Begräbnisgesang für Männerchor. Jetzt ist er aber verkatert, der Kopf brummt, ihm ist übel, wie an so vielen Morgen in den letzten zwei Jahren. Der junge Theodor beschliesst: Schluss damit! Er kündigt an, sein Jurastudium abzubrechen. Es war ohnehin bloss der ausdrückliche Wunsch seines Vaters. Der Herr Filius solle sich doch, s'il vous plaît, nicht so etwas Brotlosem widmen wie einem Musikstudium. «Bei den für die Kunst beschränkten Verhältnissen in der Schweiz ist die Stellung eines Künstlers nicht die sicherste», mahnt er. Der Sohn aber, der einer der wichtigsten Schweizer Komponisten der Romantik werden sollte, ist schon lange im Herzen ein Musiker. Jetzt will er seine Leidenschaft zum Beruf machen. Denn der junge Mann fühlt in der Musik ein von Gott an ihn «*ergangenes Gebot, die herrliche Aufgabe, deren Lösung das ganze Dasein geopfert werden soll*».

Studieren in Berlin – ein Leben im künstlerischen Überschwang

Und überraschenderweise hilft ihm bei diesem «Gebot» ein Gremium, das sich damals eher selten als Kunstfreund hervortut: die Aargauer Regierung. Deren kantonaler Schulrat gewährt dem jungen Musiker (im zweiten Anlauf) ein Stipendium: 800 Franken in zwei Jahren, in vier Raten ausgezahlt und mit der Forderung verbunden, «*ungesäumt den Ort zu bestimmen, wohin er sich begeben möchte*». Fröhlich überlegt nicht lange: Das Pariser Konservatorium ist nur für «*Inländer eingerichtet*» und in Wien «*läuft alles auf mechanische Kunstfertigkeit heraus, nicht auf Reinheit und Gründlichkeit... also herrscht dort nicht nur ein schlechter, sondern gar kein Geschmack (sic)*». So trifft 1826 ein junger Schweizer dank einem Stipendium der Aargauer Regierung in Berlin ein. Für Fröhlich «*the place to be*». Nachdem er sich seit seiner Jugend das Musikerhandwerk eher autodidaktisch angeeignet hat, will er es nun in der aufstrebenden Stadt der Musik nach allen Regeln der Kunst erlernen. Er nimmt Unterricht in Komposition, Theorie, Kontrapunkt und Klavier. Diese Fächer braucht er, um später zu Hause in der Schweiz einen

angesehenen Posten als Chorleiter und wohl auch als Organist zu übernehmen. Aber wahrscheinlich träumt er von mehr, vielleicht sogar von einer bedeutenden Stelle in Deutschland. Er studiert – wie es seine Art ist – voller Enthusiasmus und Hingabe, aber auch etwas unsystematisch. Seine Lehrer gehören zu den bekanntesten seiner Zeit. Es sind der Goethe-Freund Carl Friedrich Zelter, ein knorriger Konservativer, und der Klavierpädagoge Ludwig Berger.

Zu Bergers Zöglingen gehört auch ein ganz besonderer Schüler, ein sagenumwobenes Junggenie: der sechs Jahre jüngere Felix Mendelssohn Bartholdy. Der junge Berliner ist wie kaum ein anderer mit Begabung beschenkt, aber auch begabt in an Arroganz grenzender Selbstsicherheit – zumindest im Umgang mit Fröhlich. Denn er mokiert sich manchmal über die noch recht unvollkommenen Künste des Schweizers. Die Lehrer, nicht mit Sanfthandschuhen ausgestattet, befördern dieses Gefühl noch zusätzlich. Nach der Aufführung eines Credos von Fröhlich sagt Zelter zum Jungkomponisten: *«Schweizer, das hast du brav gemacht.»*

Trotz dieser feinen Herablassung gegenüber einem Autodidakten aus der Provinz (die ein reicher Sprössling wie Mendelssohn natürlich nicht erfährt, der aus einer angesehenen Berliner Bankiersfamilie stammt) versucht Fröhlich Anschluss zu finden. Wo dies auf persönlicher Ebene nicht klappt, stellt er Nähe über die Kunst her. So spricht eine frühromantische Gestik in stilistischer Nähe zu Mendelssohn aus Fröhlichs Werken dieser Zeit. Wie er etwa dem oben genannten Streichquartett einen unerhört drängenden Gestus verleiht, steht manchem Werke Mendelssohns in nichts nach. Blitzschnell wechseln die Klangfarben, kippen aggressiv aufschliessende Linien ins Schattenhafte, entwickeln sich die Mittelstimmen zu brodelnden Gegenkräften. Eine Sonate für Romantiker, geschaffen aus der Kraft und dem Feuer eines jungen Musikers, dem die Musik *«Heiligungsmittel in Zeiten freud- und freundloser Einsamkeit»* ist.

Doch trotz Einsamkeit: Fröhlich hat in Berlin die beste Zeit seines Lebens. Er verlegt erste Werke, er findet Freundschaften mit den grössten Geistern seiner Zeit, er besucht Vorlesungen von Schleiermacher, feiert Feste, Maskeraden und Liederabende – kurzum: Er badet in einer brodelnden Metropole und beugt sich in einem Feuerwerk der Romantik.



Die Rückkehr zu den eigenen Wurzeln

Man schreibt das Jahr 1830, als Fröhlich, angefüllt mit romantischem Musik- und Gedankengut, als 27-Jähriger in die Schweiz zurückkehrt. Er freut sich über die ihm angebotene Stelle als Kantonsschulprofessor, und ihm schwebt vor, mit einem Kirchenchor das anzustellen, was Bach vorgemacht hatte: Mit wöchentlichen Aufführungen der Musik einen Platz auf der Sonnenseite des öffentlichen Lebens zu erschreiben. *«Nicht wahr, lieber Wilhelm»*, freut sich der Heimkommende in einem Brief an seinen engen Freund, den Germanisten Wilhelm Wackernagel: *«Ich bin doch glücklich, ja bei Gott, mehr als ich's verdiene. In der Heimat erwartet man mich mit Sehnsucht.»*

Und tatsächlich sollte ihm einiges in Aarau gelingen: das Führen eines Dilettantenorchesters und eines Singinstituts, ein neuer Schulmusikunterricht, eine kantonale Orchestervernetzung, Weihnachtskonzerte, Osterkonzerte und die Aufführung seiner grossen Passionskantate. *«Du denkst dir meinen Jubel, solche Stimmen hier zu vernehmen»*, schreibt er, von seinen eigenen Klängen erfüllt. Zu diesem Glück des Schaffens gesellt sich auch noch das Glück erfüllter Liebesträume. *«Ich bin Bräutigam!»*, schreibt er an Wackernagel. *«Aber nun rat einmal, wer meine Braut. Kannst Du's wohl glauben und erfassen, mein langgeträumtes und nun nach langen, jahrelangen Leiden so wunderbar von Gott gesegnetes, mehr als romanhaftes, schier abenteuerliches Liebesglück? Meine im*

Theodor Fröhlich
Portrait von Ludwig Heine,
Berlin, Winter 1829/30
(Privatbesitz)

Der Blinde von L. A. v. Arnim

Larghetto.

1. Der Blinde schlicht am Wander- habe, weiß
 2. die Ga-be, die ge-kennt den Kleinen; die

nicht, daß schon die Son im Meer; er trägt an sei-ner Last so schwer, die
 er ihm, Armen dar-ge-reicht, das Boot mit Branen ein-geleitet; wann

er nicht sein u. nur Bewei-zen Den Armen fühlte er heut zu
 weiche End' fühlte er zu

gra-be, der tren ihn durch die Welt ge- führt; ihm hat der Stangen Tod be- rührt
 kin-der; und schied, an miffen seine Last; wenn er die wachte stand nicht, fühlte er

als er für ihn gesteht um Ga-be, wie
 was soll ihn noch der Welt ver- bin- den?

2. Die
 3. Dem

Grunde erste, wenigstens einzig rechte, mit aller Inbrunst und Herzensleidenschaft geliebte, dann unglücklich, ja bis zur Entsagung elendiglich verlorene Ida.» Ida ist Fröhlichs Lebensliebe, für die sein Herz lichterloh brennt. Und Wackernagel, der Adressat des Briefes, dichtet am Hochzeitsfest als Trauzeuge: *«Und hat die Liebe Raum genug / In Deinen Wangen-grübchen, / So folgt sie uns mit allem Fug / Auch in das engste Stübchen.»*

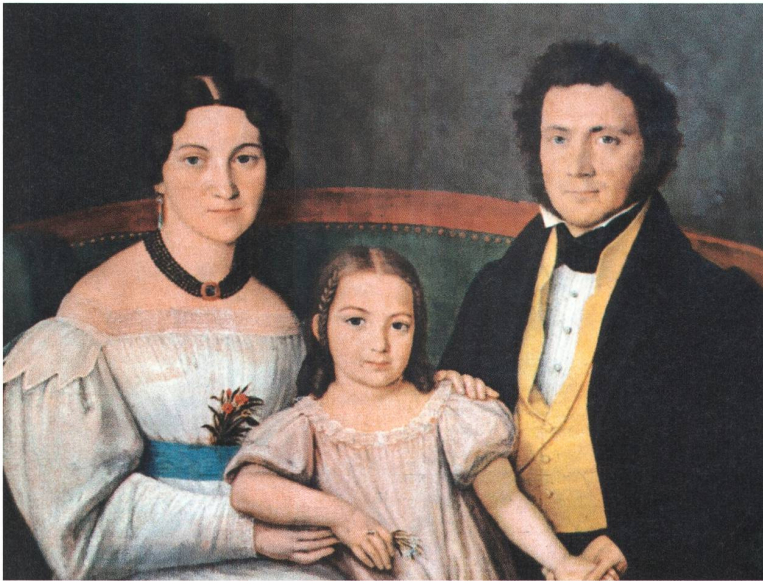
Und Fröhlichs Stübchen ist tatsächlich eng. Denn trotz seiner erkämpften Anstellung als Lehrer und trotz seiner diversen Tätigkeiten verzeichnet der Komponist viele Fehlschläge. Einen Kirchenchor à la Bach muss er begraben, auch eine geplante Vortragsreihe kommt nicht zustande. Selbst ein Verleger seiner Werke lässt sich nicht finden. In Berlin konnte er noch in die Welt hinaus komponieren, wenn der Überschwang Besitz von ihm ergriff und ihn beflügelte. Doch jetzt muss Theodor Fröhlich, der Feuerkopf, auf einmal Geld verdienen, muss sich der Welt als seriöser Komponist und Lehrer präsentieren, eine Familie ernähren. Trinklieder, Gelage, wilde Maskeraden am Klavier: Diese Zeiten scheinen vorbei. Selbst in der so verheissungsvollen Ehe ist nach zwei Jahren das erhebende Gefühl, mit der Liebe des Lebens verheiratet zu sein, Kinder zu haben und im Nest der Geborgenheit zu sitzen, allmählich geerdet. So schlägt der Romantiker Fröhlich seinen Kopf an am harten Boden der Realität. Und am harten Tisch der amtlichen Behörden. Zur Aufführung seiner Kantate «Jesus der Kinderfreund» verweigert man ihm aus Spargründen das Orchester. In Aarau fühlt er nun vermehrt *«die Flügel gelähmt»* und *«alle Musik schweigt, die ich nicht selber mache»*. Der Austausch mit ähnlich gesinnten Komponisten, Poeten oder Literaten fehlt ihm gänzlich (mit Ausnahme seines Bruders, des Schriftstellers Abraham Emanuel Fröhlich). Im Gegensatz zum *«obersten Himmel»* Berlin ist ihm die Heimat nun plötzlich *«Einöde und Wüstenei»*. Jeden Mittwoch leitet er ein Laienorchester, das *«zwar willig, aber dumm ist»*.

Welch ein Thema tut sich da auf: die Kleinstadt und der Exzentriker, das Winkeldenken und die Ekstase, die Biederkeit und die Begeisterung. Dazu das meist klamme Portemonnaie – und stets die Frage, ob Rausch und Ruhm doch noch eines Tages gemeinsame Sache machen werden. Sie werden es nicht. Und an Wackernagel schreibt Fröhlich in resignierter

Stimmung: *«Anerkennung kann man freilich beim Pöbel nie, beim vornehmen Pöbel am allerwenigsten suchen.»* Fröhlich verwünscht immer mehr sein Los, um des Broterwerbs willen seine besten Kräfte in Aarau zu verbrauchen und seine eigentliche Lebensaufgabe, das Komponieren, zurückzustellen. Es scheint fast so, als hätte Fröhlich weder in der Schweiz noch in Berlin richtig Fuss gefasst – mit weitreichenden Rezeptionskonsequenzen bis heute. In Deutschland hatte er gegen Mendelssohn und Co. einen schweren Stand – in Aarau ist seine Musik wohl noch zu avantgardistisch; komponiert er doch bereits tief romantisch, während sich in der Schweiz in dieser Zeit erst die Wiener Klassik entfaltet.

«All mein Arbeiten ist segenlos, wo der beste Samen auf Felsengrund fällt. Man schreibt anderwärts, die Steinböcke in der Schweiz seien grösstenteils ausgerotet; hier in Aarau findet sich aber noch ein Dutzend von seltener Qualität.» Zu dieser Philisterverdrossenheit über das Aarauer Stadtleben gesellt sich ein familiärer Schicksalsschlag, der Fröhlichs Gemüt verdunkelt. Das junge Ehepaar Fröhlich verliert das zweite seiner beiden Kinder. Mit diesem Mollakkord beginnt Fröhlichs letztes Lebensjahr: *«Ganz in der Nähe liegt unser unvergessliches Kind. Ich wandle gerne auf diesem Felde der Vergänglichkeit, als in einem Reiche des Friedens, über dessen Segnungen man so gerne den äusseren Unfrieden vergisst. Und wenn ich könnte, wie ich möchte, so wandelte ich noch lieber durch die stillen, kalten Nächte, da mir das Licht des Tages eine Last und Qual geworden.»* Im März desselben Jahres ist noch ein Konzert geplant, in dem Fröhlich auch als Sänger auftreten sollte, und man spürt schon in der Vorankündigung seine zunehmende Lebensmüdigkeit: *«Singen und spielen will ich alsdann wie ein Teufel, mit dem heissen Wunsche, meine Spiesser und Erzphilister so Gott will zum allerletzten Male angebrüllt zu haben.»* Und er fährt fort: *«Hinterdrein wurde mit obriger durchlauchter Tänzerin etwas scharwenzelt und gewalziet, und dann desto mehr gelacht und gezecht, wobei unsereinem die Galle des Lebens schwarz und bitter den roten Ehrenwein der Freude trübte. Denn gerade mein Leben erscheint mir immer düsterer und drückt mich immer schwerer, wie der Fluch der eigenen Torheiten, dem leider nicht zu entrinnen ist.»*

Der Blinde (Achim von Arnim):
Eine Seite aus der Handschrift
der Deklamatorischen
Gesänge
(UB Basel, kr XI 98)



Familie Fröhlich 1836:
Ida von Klitzing, Tochter Rosa
Helene, Theodor Fröhlich,
Ölbild von Wendelin
Moosbrugger (Privatbesitz)

Warum uns Brecht helfen kann

In einem weiteren Brief Fröhlichs erfahren wir die Konsequenzen dieser Torheiten, bei der gespenstischen Schilderung des Bachfischet in Aarau: *«Weilen heut, am Bachfischet, alles so still ist in den Strassen, möchte ich desto lauter tun in der Stuben; aber mir ist seit einiger Zeit gar vieles abhanden gekommen, was zu einer anständigen Fidelität gehört, zum Beispiel der Humor, die Flottheit, Poesie und Possen, das Glück und andere Viechereien, ja sogar meine Frau ist mir abhanden gekommen.»*

Nun weshalb? Wir erfahren es am Vortag seines Todes. Da erreicht ein Mahnbrief seine Frau, der neues Unglück hereinbringt. In einer später erfolgten Polizeieinvernahme schildert es Ida so: *«... dazu gesellte sich letztlich das Bekenntnis Fröhlichs, dass er Vater eines von der Verena Häuptlin von Biberstein – welche uns gedient hat – geborenen Kindes sei, welcher Umstand häufig benutzt wurde, um von meinem Gatten Geld zu erpressen.»* Fröhlich ist also kein Mann, der sein Glück ausschliesslich in der Ehe sucht. Er betrügt seine geliebte Frau. Fröhlich steht nun also nicht nur im gesellschaftlichen Leben alleine da. Er steht auch zu Hause – in der Familie – alleine da. Am Tag darauf verlässt Fröhlich das Haus, springt in die Aare und ertrinkt. Seine Leiche wird ein paar Tage später nahe bei Brugg zwischen Lauffohr und Stilli aus der Aare gezogen. Es ist das traurige Schlusskapitel eines von Höhenflügen, beruflichen

Erfolgen, Träumen, Misserfolgen und menschlichen Tiefschlägen geprägten, allzu kurzen Lebens. *«Denn im Wasser wird's so klar, wie's auf Erden traurig war»* heisst es in seinem Frauenchor-Strophenlied von den Meermädchen. Wie aus dem Lehrbuch der Romantik stirbt Fröhlich den frühen Künstlertod im Alter von gerade mal 33 Jahren.

Aber, ruft uns Bertold Brecht da zu: Ein Künstler ist doch erst tot, wenn niemand mehr an ihn denkt! Und tatsächlich: Die Erinnerungskette an diesen Komponisten ist zwar einer breiten Musiköffentlichkeit grösstenteils abgerissen, aber einzelne Glieder halten noch. Sie drücken ein Bedauern aus, dass Fröhlich so früh verschieden ist. Denn Fröhlich hat Unglaubliches in unglaublich kurzer Zeit geleistet. Der etwas jüngere Schumann, wäre er so früh gestorben, hätte der Nachwelt lediglich eine von vier Sinfonien hinterlassen und keine Oper, von Mahler würden wir nur die erste von neun Sinfonien kennen, und Schönberg hätte seine Zwölftonmusik gar nicht erst erfunden.

Wir aber haben von Fröhlich so viele Schätze: Overtüren, Quartette, Klavierwerke, eine Anzahl Lieder, die in die Legionen geht, Begräbnismusik, Männerchöre, Frauenchöre, Passionsmusiken, Motetten, Trinklieder und Walzer, eine Sinfonie in A-Dur ohne Finale, Sonaten, Fantasien und sogar Fugen. Sie sind den Hörern vergessen, den Konzertsälen verloren, den Musikern verstummt. Zu Unrecht. Denn als Komponist war Fröhlich ein tapferer Romantiker. Zwar kein Titan wie Beethoven, kein Verschleuderer unendlicher Melodien wie Mendelssohn – auch kein Erfinder neuer Tonsysteme wie Arnold Schönberg. Diese wollen wir alle nicht missen. Aber auch sie können im Konzertbetrieb ab und an Erholung gebrauchen und sehnen sich nach neuen Nachbarn alter Zeiten, und zwar solchen, die mit ebensolchem Enthusiasmus und ebensolcher Tiefe daherkommen. Nicht als Ausnahme oder weil sie gerade Jubiläum feiern. Sondern einfach weil sie unheimlich gute Musik geschrieben haben. So könnte der anfangs geschilderte, frühromantische Ritter Theodor an der Seite derer reiten, die ihm musikalisch so nahe sind.

Literaturangaben

Pierre Sarbach: Friedrich
Theodor Fröhlich 1803–1836
Winterthur 1984

Edgar Refardt:
Theodor Fröhlich,
Ein Schweizer Musiker
der Romantik.
Basel 1947

Brugger Neujahrsblätter
1987, Seiten 79–88

Brugger Neujahrsblätter
1943, Seiten 25–30

Was lange währt, wird endlich gut



Arbeitsplatz im Sonderlesesaal
der Abteilung Handschriften
und Alte Drucke Universitäts-
bibliothek Basel

Bild: Johannes Vigfusson



Der Vorstand der Int. Fröhlich-Gesellschaft
Johannes Vigfusson, Markus J. Frey,
Barbara Vigfusson

Bild: Kaspar Ruoff

Die Sängerin und Gesangspädagogin Barbara Vigfusson beschäftigt sich seit einigen Jahren mit dem Werk des Aargauer Komponisten Friedrich Theodor Fröhlich (1803 bis 1836). Mit ihrem Vokalensemble Vocembalo hat sie in den letzten Jahren einige Werke aufführen können. Gemeinsam mit ihrem Mann, dem isländischen Physiker und Pianisten Johannes Vigfusson, ist sie daran, das umfangreiche Werk des immer noch weithin Unbekannten aus dem Dornröschenschlaf zu erwecken. In der Universitätsbibliothek Basel lagert Fröhlichs Nachlass. Allerdings sind Tausende von Blättern noch nicht in moderne Notenschrift transskribiert. Leidenschaftlich und engagiert haben sich die Vigfussons zusammen mit dem Sänger und Chorleiter Markus J. Frey an die Arbeit gemacht: Geplant ist die Erst- und teilweise Neuedition der Werke Fröhlichs, um überhaupt Aufführungen zu ermöglichen. Dafür wurden die Internationale Friedrich Theodor Fröhlich-Gesellschaft und der Kulturverein Fröhlich-Konzerte Brugg gegründet. Nach zwei erfolgreichen Fröhlich-Tagen in Brugg 2016 und 2018 und einem Gastspiel des Stadttheaters Bern 2017 sind die Organisatoren seit einem Jahr an der Planung des 3. Fröhlich-Tags am 13. und 14. April 2019 in Brugg. Ein Höhepunkt wird sicher die Aufführung der grossen Passions-Cantate (eine Art Schweizer Matthäus-Passion, made im Aargau) mit sechs Vokalsolisten, drei Chören und dem Orchester CHAARTS in der Stadtkirche sein. Der nächste Tag beginnt im Stadtmuseum mit einem Referat zu Fröhlich und seiner Zeit. Es wird durch eine kleine Ausstellung ergänzt. Am Nachmittag stehen kaum bekannte Klavierlieder von Fröhlich denen des Geschwisterpaars Fanny Hensel/Felix Mendelssohn gegenüber. Abschliessend erklingt als Erstaufführung das im letzten Herbst erstmals veröffentlichte Klavierquartett in Es-Dur.